

# Gruß aus der Ferne

## Auf den Spuren von Markus Luber SJ

**Liebe Freunde,**

Seit zwei Monaten bin ich nun in Venezuela und ich habe mich schon ganz gut an die neuen Umstände gewöhnt. Der Aufenthalt hier ist Teil des Terziats – der letzten Ausbildungsphase im Jesuitenorden –, die ich Ende August 2008 in Weston an der Ostküste der USA begonnen habe. Das war bisher eine besonders fruchtbare und intensive Zeit.

Hier in Venezuela geht es darum, diese Erfahrungen mit einer konkreten pastoralen Situation in Verbindung zu bringen. Ich lebe in einer Pfarrei im Grenzgebiet zu Kolumbien. Der Sprengel ist riesig und erstreckt sich über mehr als hundert Kilometer. So war ich zu Weihnachten viel unterwegs, um auf mehreren Außenstationen Gottesdienste zu feiern. Den kleinen Ort Piedrita mit einer bescheidenen Kapelle erreichte ich am vierten Adventssonntag, nachdem ich eine Dreiviertelstunde mit dem Boot und anschließend eine Stunde mit dem Motorradtaxi auf Feldwegen unterwegs war. Die Weihnachtstage selbst habe ich in Palmarito verbracht. Immerhin konnte ich dorthin mit dem Jeep auf einer unbefestigten Straße anreisen. Hinterher war alles völlig mit Staub bedeckt, aber insgesamt war es doch weniger anstrengend. Da nur etwa alle sechs Wochen ein Priester vorbeikommt, war ich durchgehend mit Haussegnungen, Krankenkommunion, Beichten und Gottesdiensten beschäftigt. Am ersten Weihnachtsfeiertag gab es dann noch eine große Taufaktion. Zum ersten Mal habe ich 20 Kinder am Stück getauft. Besonders die Predigten auf Spanisch haben mich ganz schön geschlaucht. Überhaupt werde ich das lokale Spanisch mancher Leute hier nie verstehen und es tröstet mich, dass das auch die Erfahrung anderer Europäer ist, die hier schon länger leben.

Die ganze Gegend, in der sich das alles abspielt, ist flach und es gibt viele Flüsse. Entsprechend schwül ist es hier bei über 30°. Guasualito ist eine Kleinstadt und die Menschen leben hauptsächlich vom Handel. Im Umkreis gibt es zahllose Latifundien, auf deren ausgedehnten Flächen meist Viehzucht betrieben wird.

Die Situation hier ist durch zwei fundamentale Probleme gekennzeichnet:

Durch die Nähe zu Kolumbien halten sich hier viele Flüchtlinge auf, die vor den Gewalttaten der paramilitärischen Gruppen, die sie zur Kollaboration zwingen wollten, geflohen sind. In den vergangenen Wochen habe ich etwas die Situation dieser Leute kennen gelernt. Aufgrund der gemeinsamen Sprache und Kultur fällt die Integration nicht schwer. Die venezolanische Regierung duldet die Flüchtlinge und sie können ohne größere Probleme die Grenze überqueren. Aber sie ignoriert auch das Problem und billigt nur einem geringen Bruchteil der Leute den Flüchtlingsstatus zu. Problematisch wird das vor allem für die Kolumbianer ohne Papiere, wenn es um die Gesundheitsversorgung und die Schulbildung der Kinder geht. Deshalb ist der Jesuitenflüchtlingsdienst seit einigen Jahren hier aktiv.

Das andere Problem ist, dass dieser Landstrich selbst zum Einflussgebiet der kolumbianischen Guerrilla-Gruppen geworden ist. Im Gegenzug hat die venezolanische Regierung Militär stationiert. Zugleich aber auch inoffiziell eine eigene paramilitärische Organisation ins Leben gerufen, um mit den gleichen Mitteln der Guerrillas gegen sie vorgehen zu können. Es liegt auf der Hand, dass damit kaum noch auszumachen ist, wer hier eigentlich wen kontrolliert. Ein wirklich teuflischer Auswuchs der Vorgehensweise der Paramilitarier ist, dass sie Jugendliche durch Versprechungen (Motorrad, Geld, Waffen)

anlocken, für sie Auftragsmorde auszuführen. Auf diese Weise setzen sie ihren Einfluss durch und kontrollieren selbst die Verwaltung und die Justiz. Dass die jungen Männer selber früher oder später Opfer dieser Selbstjustiz werden, ist Teil des Systems. So haben wir hier regelmäßig Beerdigungen von jungen Männern, die wegen ihrer Tätigkeit als sog. Sicariato umgebracht wurden.

Entsprechend ist das Leben der Menschen hier von Misstrauen und Unsicherheit geprägt, obwohl im ersten Moment davon nichts zu spüren ist. In letzter Zeit scheint sich die Situation etwas entspannt zu haben, aber so ganz genau blickt da noch niemand durch und ich schon gleich gar nicht. Paradoxerweise ist das Leben für alle, die sich nicht einmischen, enorm sicher, weil alle Regelverstöße mit brutalen Strafen sofort geahndet werden. Im Gegensatz dazu werden in der Hauptstadt Caracas schon mal in einer Nacht 16 Leute umgebracht, wie ich während meiner ersten Woche dort aus der Zeitung erfahren durfte. Für mich besteht hier in keiner Weise irgendeine Gefahr. Zum einen, weil ich als Seelsorger inzwischen bekannt bin und zum anderen, weil ich mit den Machenschaften vor Ort nichts tun habe. Allerdings haben Jesuiten, die das System in ihren Predigten kritisierten, auch schon Drohungen erhalten. Letztlich wird man sich aber nur im wirklichen Extremfall an einem Priester vergreifen.

Ansonsten ist der Alltag laut und die Menschen sind lebenslustig, aber auch irgendwie zurückhaltend. Schon früh am morgen hallen durch die Straßen die schnellsten lateinamerikanischen Rhythmen (Salsa, Merenque). So bin ich in meinem Zimmer eigentlich den ganzen Tag mit Musik versorgt, wenn sie nicht vom Straßenlärm oder von den kämpfenden Iquanas in unserem Garten übertönt wird.

Zugleich fällt mir eine gewisse Zurückhaltung der Leute hier auf. So werde ich etwa nicht ständig angesprochen, weil ich offensichtlich Ausländer bin. Venezuela war eben immer ein Einwanderungsland und entsprechend ist die venezolanische Gesellschaft von Multikulturalität geprägt.

Ich gebe zu, dass diese vielen neuen und intensiven Erfahrungen meinen Abschied von Leipzig in den Hintergrund haben rücken lassen. Allerdings merke ich im Rückblick, dass die Zeit in meiner Erinnerung noch sehr lebendig ist. Der Abschied ist mir nicht leicht gefallen und ich schaue mit großer Dankbarkeit auf meine Leipziger Zeit zurück. Wenn ich, um nur ein Beispiel zu nennen, an den Freundeskreis der KSG denke, wird mir immer wieder mit Erstaunen bewusst, wie viel Energie da einige Leute investiert haben, um mit dieser Plattform eine stärkere Vernetzung der KSG zu ihren Absolventen zu schaffen und so das Gemeindeleben aktiv zu gestalten. Deshalb habe ich mich auch immer über jede Art von Resonanz von Seiten der Absolventen gefreut. Bei der Teilnahme an gemeinsamen Veranstaltungen über großzügige finanzielle Unterstützung bis hin zur einfachen Grußkarte als Dank für den Freundesbrief, stand für mich deshalb stets das Zeichen der Ermutigung im Vordergrund, das in Zeiten religiöser Indifferenz und dem leipziger religionslosen Umfeld für das Leben der Gemeinde nicht von geringer Bedeutung ist. Somit bin ich natürlich stolz, dass ich auch in Zukunft Ehrenmitglied des Freundeskreises sein darf, dem ich weiterhin die tatkräftige Unterstützung von uns Absolventen der KSG Leipzig wünsche.

**Mit herzlichem Gruß, Markus**